

Illustriertes Sonntags-Blatt



Beilage zum

Oberurseler Bürgerfreund.

Verlag von Heinrich Verlebach in Oberursel.

F. Ronfort.

Burg Rosenstein.

Eine Schwäbische Geschichte aus alter Zeit von Fritz Ribel.

(Fortsetzung.)

6. Die alte Friedegund.

Der um die Türme der Burg Rosenstein webende Goldglanz der scheidenden Sonne war einem matten Dämmer gewichen und nur einige hoch am Firmamente schwebende, rosenrot angehauchte Federwölkchen zeigten an, daß das Tagesgestirn noch nicht vollständig versunken war. Dichter ballten sich die aus dem Talgrunde aufsteigenden Nebel, flatterten unter dem Hauche des kräftiger sich erhebenden Abendwindes in seltsam zerrissenen Gestalten um die Kuppen der jenseitigen Höhen und, eine orangegelbe Scheibe, stieg der Vollmond am östlichen Himmelstrande empor. Die Nacht begann ihre Herrschaft anzutreten.

Längst schon hatten die Ritter den Burghof verlassen — auch die schöne Walburga war gegangen — und immer noch stand Heinz von Horn an der Mauerbrüstung und sah in das beginnende Dunkel hinein. Aus der Halle klang Becherklingen und lautes Durcheinanderrufen der dort Zechenden — von Zeit zu Zeit schritt ein reißiger Knecht quer über den Hof und warf scheue Blicke nach ihm — er achtete auf gar nichts, was um ihn her vorging, und zermarterte nur sein Gehirn, wie er der ihm drohenden Gefahr begegnen könne. Geheht sollte er werden wie ein wildes Tier von den Rachebegierigen dort drinnen, und keine Hoffnung bot sich, den Verfolgern zu entkommen. Ja, hätte er anstatt den alten Braunen, den ihm der

Dunkel für die Fahrt nach Schwaben hatte satteln lassen, einen schnellfüßigen Renner morgen unter sich. Aber die bescheidenen Vermögensverhältnisse des guten Dunkels gestatteten diesem nicht, edle Rosse zu halten und der Braune war das beste Pferd im Stalle der Burg Fürstenberg gewesen. Mit diesem Tiere war es unentbehrlich, daß ihm die Flucht gelang — deshalb wollte er gar

nicht den Versuch zu einer solchen machen, sondern sich mannhafte Feinde stellen und sein Leben so teuer als möglich verkaufen.

Ein blendender Schimmer am dunkelnden Firmament ließ den Sinnenden plötzlich emporstreden. In weitem Bogen schwebte ein glänzender Meteor pfeilschnell durch den Himmelsraum, für einen Augenblick die Landschaft mit grellem Lichte überflutend. Wie ein Hoffnungsstrahl durchzuckte es den Einamen. Gab ihm der Allmächtige mit dieser jäh aufstammenden Leuchte ein Zeichen, daß er fest auf ihn bauen könne? Es konnte nicht anders sein! Gerade in dem Augenblicke, als sich die trübsten Gedanken über ihn senkten — als er zu verzagen begann, erstrahlte das Licht des Himmelskörpers — ein Tor nur konnte daran zweifeln, daß dies eine tröstende Botschaft der Allmacht war.

Unwillkürlich faltete Heinz zum Gebet die Hände. Wie frohe Zuversicht überkam es ihn. Noch atmete er, noch war er im Vollbesitz seiner körperlichen und geistigen Kraft — da würde sich gewiß auch ein Weg finden lassen, der ihm Rettung verhieß! Und mit der Befreiung von dem ihn vorhin befallenden zagenen Gefühl, regte sich in ihm schon wieder die Spannkraft der Jugend und ließ ihn an den Zweck seiner Fahrt nach dem Schwabenlande denken. Die Friedegund sollte ihm das Lager in dem Turmgemach bereiten — so hatte Jörg von Rosenstein geboten!

Er hatte so mit vielleicht Gelegenheit, der Alten allein — Auge in Auge — gegenüberzusehen, konnte ihr die Frage vorlegen, die ihm am Herzen lag; konnte —

Ehe er nun weiter sinnen konnte, ward der junge Ritter von einer mürriß klingenden Stimme aufgeschreckt, die sich jetzt hinter ihm vernahmen ließ: „Wollt Ihr hier im freien Hof die Nacht verbringen,

junger Herr? Laßt Euch zum Lager leuchten — die Rebel aus dem Tale bringen mancherlei Gebreite!“

Sich umwendend, erkannte Heinz die alte Friedegund, die mit einer Leuchte in der Hand vor ihm stand und wieder ihre stehenden Blicke forschend auf seinem Gesichte ruhen ließ. Hämiß lichernd fuhr sie jetzt fort:



Vom Kriegsschauplatz in Russisch-Polen: Eine österreichisch-ungarische Mörserbatterie auf dem Vormarsch gegen Warschau. (Mit Text.)

„Zwar ist's nicht lange mehr vordröhen, für Eures Leibes Wohl zu sorgen, denn morgen nimmt der große Medikus, der alle Schmerzen heilt, Euch sicherlich in seine Pflege! Ist jammer-schade um Euch junges Blut!“

„Mein Leben oder Tod, Frau Friedegund, steht in des lieben Herrgotts Hand!“ erwiderte der junge Ritter. „Kein Sperling fällt vom Dache ohne seinen Willen, und ist mein Tod in seinem weisen Rat beschlossen, dann beuge ich mein Haupt in Demut! Doch dank ich Euch von Herzen, daß Ihr für mich sorget und solgt' Euch gerne!“

„Fromm und tapfer — ganz wie der Vater!“ murmelte die Alte vor sich hin, um dann in dem vorherigen, mütterlichen Tone fortzufahren: „So kommt!“

Damit humpelte sie, immer vor sich himmelmelnd, quer über den Hof nach einer schmalen, in einen der gewaltigen Türme eingelassenen Türe, erschloß dieselbe und leuchtete dem ihr auf dem Fuße Folgenden eine schmale, steinere Wendeltreppe hinauf, die nach einem einfach, aber behaglich ausgestatteten, halbkreisförmigen Gemach führte. Die Leuchte auf dem kleinen Tisch setzend, deutete die Alte auf die dort stehende Platte mit Wildbret, Brot und Wein, und sagte hämisch: „Laßt Euch die Hentersmahlzeit schmecken, Herr Heinz von Horn — wollt' sagen, Ritter Heinz von Kürstenberg! So heißt Ihr ja — nicht wahr? Mein alter Kopf wirft alles durcheinander!“

In jähem Schreden hatte sich der junge Ritter umgewendet und fragte: „Wie kommt Ihr auf den Namen Heinz von Horn, Frau Friedegund? Hat etwa eine Ähnlichkeit Euch getäuscht?“

„Eine Ähnlichkeit?“ krächzte die Alte. Die Augen und die Stimme, der Wuchs und das Gebaren gibt's nur einmal in der Welt! Zur Halbscheid Ebenbild Herrn Ottolars — zur Halbscheid Ebenbild Frau Irngards! Sah auch an Eurem Hals das Muttermal, als Ihr die Harfe schluget — das gleiche Mal wie an dem Hals des Dirnleins!“ Unverständliche Worte weiter vor sich himmelmelnd, schied die Alte an, das Gemach wieder zu verlassen, als ihr Heinz, bebend vor Erregung, entgegentrat: „Für wen seht Ihr mich an, Frau Friedegund — von welchem Dirnlein redet Ihr?“

„Ihr wißt es selber ja am besten, wessen Stammes Ihr seid!“ schnarrte die Alte mit lustigem Augenzwinkern. „Wollt Euren wahren Namen mir verhehlen, weil Ihr Verrat von mir besorget! Die alte Friedegund verrät Euch nicht! Vor zwanzig Jahren war der kleine Heinz mir an das Herz gewachsen wie ein eigener Sproß — der große Heinz war mir's nicht minder, wenn er mir vertraute!“

Der junge Ritter war mit sich im Zweifel, was er erwidern sollte. Durfte er sich der Alten, deren Wesen etwas Unheimliches hatte, zu erkennen geben? Ihr, die einst treulos gegen seine Mutter gewesen war und vor welcher ihn der alte Mönch gewarnt hatte? Aber was konnte ihm Schlimmeres begegnen als das, was ihm drohte, wenn auch die Ritter von Rosenheim durch den Mund dieses Weibes erfuhren, daß er ein Sohn Ottolars von Horn, des Todfeindes ihres Vaters war? Zu verlieren hatte er nichts mehr — nur gewinnen konnte er möglicherweise, wenn er in diesem Weibe, das ihn als Bube auf den Armen getragen hatte, eine Helferin fand, die ihn vielleicht einen guten Rat erteilen konnte.

Als lese die ihn unverwandt anstarrende Alte seine Gedanken, fuhr sie fort: „Weiß, was Ihr denkt! Der Friedegund darf man nicht trauen, weil sie einst treulos war! Ist's nicht so, junger Herr? Ich aber sag Euch: Treulos war ich nicht!“

„Ihr waret nicht treulos, Friedegund, und seid doch heimlich in der Unglücksnacht von meiner Mutter Seite mit meinem kleinen Schwesterlein entwichen!“ fuhr es Heinz heraus.

„Ei, ei, — laßt Ihr jetzt Eure Maske fallen?“ fischerte die Alte. „Soll Euch wahrhaftig nicht gereuen, Junker Heinz! Doch jetzt muß ich mich trolchen, weil Herr Jörg mir streng verboten hat, mit Euch zu plaudern. Zwar scher' ich mich nicht viel um sein Verbot, doch möchte er Verdacht wohl schöpfen, wenn er mich noch bei Euch findet und meiner lieben Burga Plan vereiteln!“

Heinz hielt die wieder sich zum Gehen Anschließende am Arme zurück und fragte dringend: „Sagt mir nur eins, Frau Friedegund! Lebt meine Schwester noch — kann ich sie finden? Wenn noch ein Funken freundlichen Gefühls für mich und meine gute Mutter Euch in dem Herzen glimmt, so kündet mir die Wahrheit!“

„Still doch, Herr Heinz — die Wände haben Ohren!“ flüsternte die Gefragte entgegen. „Zähmt Eure Wißbegierde! Bin durch heil'gen Eid gebunden, keinem Menschen außer Eurer edlen Mutter das Geheimnis zu enthüllen. Nur das darf ich Euch sagen: Euer Schwesterlein lebt! Zur holden Jungfrau ist sie erblüht! Darf Euch weiter noch verkünden, wie es mir in jener Schredensnacht erging! Werdet hören, daß treulos nicht die Friedegund gewesen ist!“

Und ihre Stimme noch mehr dämpfend, fuhr die Sprecherin fort: „Ritt mit Eurem Schwesterlein auf den Armen damals hinter Eurer edlen Mutter und dem alten Knechte Waleric durch die dunkle Nacht. Fast war unsere Zufluchtsstätte, Burg Neubronn, schon erreicht, als das Kindlein jämmerlich zu weinen anhub, also daß ich mein Tier zügeln mußte, um des armen Würmleins Durst zu stillen. Waleric der Knecht und Eure edle Mutter merkten nicht, daß ich zurückblieb und so konnten sie auch nicht gewahren, daß ich plötzlich von Bewaffneten umringt war. Es waren die Verfolger, die der wüste Hans von Rosenheim ausgesendet, um Frau Irngard, Eure edle Mutter, in seine Gewalt zu bringen. Als sie erfahen, daß nur ich in ihre Hände gefallen war, ließen sie von mir ab und stürmten weiter — gottlob vergebens, denn Frau Irngard und der Knecht, sie waren schon im Schutze von Neubronns Mauern. Ich aber hab' den rechten Augenblick erfaßt und bin entwichen. Auf wilden Wegen ritt ich kreuz und quer bis zu dem frühen Morgen. Kaum konnte sich mein armes Tier noch schleppen. Und als es tagte, mußte ich zu meinem Schreden gewahren, daß ich in der Irre bis an den Fuß des Rosenheims geraten war. Was sollte ich tun? Alles sträubte sich in mir dagegen, dem wüsten Hans von Rosenheim das Kind zu überliefern, denn wäre Euer Schwesterlein in der Gewalt des Ruchlosen gewesen, dann hätte er gewißlich Eure arme Mutter mit Drohungen gepeinigt und geplagt — hätte sie vielleicht gezwungen, in ihrer Herzensangst zu ihrem Kind zu eilen. Da hat der liebe Herrgott mir den rechten Weg gezeigt, den ich in meinen Zweifeln gehen sollte. Vom Turm der Klosterkirche unserer lieben Frau in Neubach drunten rief das Mädel, rief mir mit seinem hellen Klange zu: Hier in dem Kloster ist das Kindlein wohl geborgen!“

Die Alte hielt inne und murmelte wieder unverständliche Worte vor sich hin. In atemloser Spannung hatte Heinz der Erzählung gelauscht. Wieder legte sich seine Rechte trampschaft um den Arm des alten Weibes und in zitternder Erregung fragte er: „Und weiter, Frau Friedegund — Ihr habt des Klosters Hut mein Schwesterlein vertraut?“

„Wozu noch viele Worte?“ erwiderte die Gefragte in dem vorherigen mütterlichen Ton. „Was sollt' ich mit dem armen Wurm beginnen? Den frommen Schwestern hab ich Euer Schwesterlein gegeben — hab der Abtissin alles anvertraut! Hat einen schweren Eid mir abgenommen, die Hochwürdige, daß keines Menschen Ohr ich je vertraue, wes Stammes das Kindlein sei. Hab meinen Schwur gehalten — nur Eurer Mutter darf ich mich vertrauen!“

Eben wollte Heinz eine weitere Frage an die Erzählerin richten, als diese mit einer mahnenden Gebärde nach der Tür deutete, vor welcher leise Schritte hörbar wurden. Gleich darauf öffnete sich die Türe und Wolf Niebrand, der Bogt, erschien auf der Schwelle.

Mit einem mißtrauischen Blick auf den jungen Ritter, wendete sich der Eintretende an sein Weib und begann polternnd:

„Wo bleibst du, Friedegund? Hat nicht Herr Jörg aufs strengste dir verboten, mit diesem Fremden Zwiegespräch zu pflegen?“

Die Arme in die Hüften gestemmt, stellte sich Friedegund kampfbereit ihrem Mann gegenüber und erwiderte feisend:

„Wer pflegt denn Zwiegespräch mit diesem Fremden? Darf ich ihm nicht sein Lager zubereiten? Bad' dich hinunter, siehe zu, daß in der Knechte Kammern keine Leuchte mehr brennt, wie es deine Pflicht ist, anstatt zu horchen und zu spähen!“

„Du hast geplaudert mit dem Fremden — ich hörte es!“ begann der Bogt wieder.

„Was du nicht hören sollst, das hörst du! Wenn ich dir predige, daß du des vielen Schlemmens dich enthalten sollst, dann hast du taube Ohren! Scher' dich fort, wo du hingehörst, du gottvergeßner Gauch! Geh hin und blas es den Gestrengen in die Ohren, was du erlauert haben willst — sie werden sich hüten, der alten Friedegund ein Arges anzutun!“

Wolf Niebrand mußte wohl schon bittere Erfahrungen mit seiner Gattin gemacht haben, denn offenbar eingeschüchtert, trat er einige Schritte zurück und entgegnete:

„Weib, traue nicht zu viel der Langmut der Gestrengen! Sie fürchten deinen bösen Blick und lassen dich deshalb in manchem Ding gewähren! Mißachtest du jedoch ganz offen ihr Verbot, dann —“

„Scher dich doch um dein eignes Wohl und nicht um meines, du grauer Tor!“ unterbrach die Alte. „Genug des Redens jetzt — laß den Ritter endlich zu seiner wohlverdienten Ruhe kommen! Schlaft wohl, Herr Ritter! Sobald das erste Fröhrot leuchtet, steht Euer Roß gesattelt und gezäumt am Tore drunten! Das lassen Euch die edlen Herren verkünden!“

Und immerfort vor sich himmelmelnd, verließ sie mit dem Bogte das Gemach. Heinz hörte noch, wie die Alte im Hinuntergehen eine Flut von Schellworten über den Gatten ergoß, dann fiel unten die Türe zu und alles ward still; nur das summennde Geräusch der in der Halle zehenden Ritter klang von dort herüber.

Allein mit sich und seinen Gedanken, bemühte sich der junge Ritter vor allem, die ungeheure Erregung niederzulassen, in welche ihn die Mittheilungen der alten Friedegund versetzt hatten und sich klar darüber zu werden, was er zu tun und zu lassen habe. Von einem Plan hatte die Alte gesprochen, den die schöne Walburga hegte und der nicht von dem Ritter Jörg bereitwillig werden sollte! Was konnte dies für ein anderer Plan sein, als der, ihn zu retten? Heimlich verwünschte Heinz den Vogt, der so zur unrichtigen Zeit erschienen war; die alte Friedegund hätte ihm gewiß noch weitere Verhaltensmaßregeln gegeben, hätte ihm vielleicht auch noch Andeutungen über die verlorene Schwester gemacht. Nun — er wußte wenigstens, daß das Kindlein der Obhut der frommen Schwestern im Kloster unserer lieben Frau drunten in Heubach anvertraut worden war! — auf Grund dieser Kenntniß ließen sich weitere Nachforschungen anstellen, wenn er sich nur erst außer dem Bereich der Burg Rosensteins und deren gewaltthätigen Besitzern befand. Aber wie sollte er diesem Bereiche heil und lebend entkommen? Nach menschlichem Ermessen lag er in wenigen Stunden von vielen Schwertern durchbohrt, drunten im Tale auf dem Wiesenplan und seine gute Mutter hatte auch ihn verloren! Seine Gedanken eilten zu der Fernen, zu ihr, die sich mit der frohen Hoffnung trug, daß er die wiedergefundene Schwester ihr in die Arme führe. Arme Mutter! Würde sie es überleben, wenn er nicht an den Rhein zurückkehrte, wenn er länger als fünf Monate ausblieb, der spätesten Frist, nach deren Ablauf er wieder bei ihr sein wollte, wie er es hoch und heilig gelobt hatte? Wie wilde Verzweiflung erfaßte es den Sinnenden — es mußte einen Weg zur Rettung geben! Der liebe Gott, der ihn heute abend ein sichtbares Zeichen gegeben hatte, konnte ihn nicht in seiner Not verlassen. Dieser Gedanke beruhigte ihn wieder. Der Traum der Mutter fiel ihm ein, in folgedessen er den Ritt nach Schwaben unternommen hatte, sein Begegnen mit dem alten Meinrad, das Zusammentreffen mit ihr, der sein ganzes Herz gehörte, die ihn bewogen hatte, nach Rosenstein zu reiten, wo er diejenige wirklich gefunden hatte, die als die Einzige auf dem weiten Erdenrund Auskunft über die verlorene Schwester zu geben vermochte. Sollte das alles blinder Zufall gewesen sein? Nein, nein und abermals nein! Das war kein Zufall — das war Fügung des Allmächtigen, der ihn bisher geleitet hatte und der ihn sicherlich auch ferner schirmen und zu dem erstrebten Ziele führen würde. —

Innerlich gehoben von seinem festen Gottvertrauen, trat Heinz an eines der schmalen Fenster und sah in den vom Mond beschienenen Burghof hinab. Immer noch lärmten und tobten die Ritter drüben in der Halle. Besondere Trauer über den Tod ihres Genossen Kurt von Lauterburg schienen sie nicht zu empfinden, denn zuweilen erschallte brüllendes Gelächter — wahrscheinlich aus Vorfreude über die morgen zu veranstaltende Heße auf ihn, den von allen Angeforderten. Die Fenster des Obergeschosses, an welchem sich die schöne Walburga heute gezeigt hatte, zeigten keinen Lichtschimmer; doch dort oben auf dem vorgebauten Söller — ein heißes Empfinden durchzuckte den Spähenden — stand dort nicht eine lichte Gestalt — sie, die seinem Herzen alles war? Er hätte sie aus Tausenden heraus erkannt, auch wenn sich ihre anmutigen Formen in dem vollen Mondlicht nicht so deutlich von der dunklen, mit Efeu überzogenen Mauerwand abgehoben hätten. Doch hatte sie nicht einen Bogen in der Linken? Und warum winkte sie abwehrend herüber, als wolle sie ihn mahnen, seinen Platz zu verlassen? Unwillkürlich trat er einige Schritte zurück, noch mit einem Blicke gewährend, wie die Jungfrau auf dem Söller den Bogen spannte und einen Pfeil auf die Sehne legte. Im nächsten Augenblick klang ein schwirrender Ton durch die Stille und ein Pfeil bohrte sich in die Seitenbrüstung des Fensterleins. Noch zitterte der Schaft des Geschosses, als es Heinz, trunken vor Glück, aus dem Holze zog. Gewiß sandte ihm Walburga auf diesem Wege eine Botschaft! Vor Erregung bebend, schritt der junge Ritter nach dem Tischlein, wo die von der alten Friedegund zurückgelassene Leuchte ein trübseliges Licht verbreitete, und betrachtete den Pfeil. Um den Schaft war mit einem Seidenband ein Streifen Pergament gebunden, der mit ungelassenen Lettern beschrieben war. Innerlich aufschauend, löste Heinz die Schnur und las:

Reitet nicht zu Tale! Links um die Mauern der Burg herum — so schnell Euer Kößlein tragen kann, den Pfad gen Morgen! Gelangt zu einer Felsenhöhle, das „finstere Loch“ geheißnen, dort harret Euer das schnellste Roß. Halblinks geht Euer Weg sodann zum Tal. Ein Dörflein liegt darin mit Namen Lautern. Durchjagt es, folgt dem Lauf des Baches immerzu nach Mitternacht. Beim nächsten Dörflein, Mögglingen geheißnen, empor zur Höhe und jenseits hinunter in das Tal der Wein — dort seid Ihr außer dem Bereiche der Verfolger. Wie dank ich es den frommen Schwestern in dem Kloster der lieben Frau im Städt-

lein drunten, die mich von frühesten Kindheit an betrauten, daß sie die Kunst des Schreibens mich gelehrt. W.“

Das Herz drohte dem jungen Ritter stille zu stehen, als er die Zeilen gelesen hatte. So beglückend und seinen vollen Lebensmut anregend der Inhalt des Schriftstücks in seinem Anfange für ihn gewesen war, so niederschmetternd wirkten die letzten Zeilen auf ihn. „Im Kloster unserer lieben Frau hat Walburga ihre erste Kinderzeit verlebt!“ lallte er bebend. Als hätte ein jäher niederfahrender Blitzstrahl das ihn umgebende Dunkel gelichtet und ihn eine Wahrheit erkennen lassen, die ihn aus allen Himmeln stürzte und sein Innerstes mit quälendem Weh zerwühlte, sank der starke Mann wie gebrochen auf einen Schemel und murmelte mit gefalteten Händen tonlos: „Herrgott, nur dieses eine nicht — laß sie nicht meine Schwester sein!“

7. Die Flucht.

Noch webten die Schatten der Nacht um die stattliche Feste und nur ein bleicher Schimmer am östlichen Himmelstrande verkündete das Nahen des neuen Tages, als Heinz von Horn in voller Eisenrüstung sein Turngemach verließ, um sich hinab in den Burghof zu begeben, wo bereits reges Leben herrschte. Reißige Knechte zogen beim Scheine von Fadeln die Rosse aus den Ställen und begannen sie zu satteln, während andere die ungestüm bellenden Hunde aus ihrem Zwinger befreiten und sie mit Riemen zusammentoppelten. Aus der großen Halle tönte summendes Stimmengewirr — ein Zeichen, daß die Herren der Burg sich schon zusammengefunden hatten und bereit waren, die graufige Heße zu beginnen. —

Als der junge Ritter waffentüchtig aus der schmalen Turmpforte trat und nach seinem Pferde schritt, das, von einem Knechte gehalten, inmitten des Hofes schon gesattelt stand, erschien Haug von Rosenstein auf der Freitreppe und rief dem unter dem Torhang stehenden Burghof zu:

„Wolf Hebrand — beim ersten Frührothschein läßt du die Brücke fallen und öffnest weit das Tor. Wenn unser Gast, der edle Ritter Heinz von Fürstenberg, die Burg verlassen hat, wird wiederum das Tor geschlossen, so lange, bis du dreimal in vollem Laufe des Hofes Hund durchgemessen hast! Dann mag die Jagd beginnen!“

Und sich zu Heinz von Horn wendend, der sich anschickte, sein Pferd zu besteigen, fuhr er fort: „So könnt Ihr Euch gewißlich nicht beklagen, daß ich Euch nicht genugsam Zeit und Weile lasse, dem Strafgerichte zu entfliehen! Wolf Hebrand ist schon ein alter Mann — der braucht geraume Zeit zu seinem Laufe!“

Ohne den Sprecher einer Antwort zu würdigen, schwang sich Heinz in den Sattel. Der Vogt aber sagte mit tiefer Verbeugung gegen den Burgherren:

„Schon liegt die Brücke edler Herr, denn Eure edle Schwester ritt bereits vor einer Stunde hinaus zum Jagen.“

„Walburga, meine Schwester hat die Burg verlassen?“ fragte der Ritter mißtrauisch. „Und du hast ihr das Tor erschlossen zur Nachtzeit?“

„Wie hätt' ich mich vermessen können, edler Herr, dem Gebote der Herrin den Gehorsam zu verweigern?“ erwiderte der Vogt. „In aller Ehrfurcht hab' ich Eurer edlen Schwester —“

Mit einer ärgerlichen Gebärde schnitt Haug von Rosenstein dem Sprecher das Wort ab und wendete sich wieder nach dem Innern der Halle, aus welcher die dort versammelten Ritter laut nach ihm riefen. —

(Fortsetzung folgt.)

Fällt Kolberg?

Von Kurt Palm.

(Nachdruck verboten.)

Überst von Loucadou, Kolbergs Kommandant, tat nichts, um die bedrohte Stadt zu retten. Zwar: als am 8. November 1806 ein französischer Parlamentär bei ihm erschien, der ohne einen Schuß Pulver mit glatten Diplomatenworten und Drohungen wie die meisten anderen Festungen Deutschlands auch Kolberg in die Gewalt der Franzosen zu bringen suchte, wies er ihn ab. Dabei blieb es aber auch. Wären die Feinde damals gleich gegen die Stadt vorgezückt, hätten sie leichtes Spiel gehabt. Die Befestigungen lagen in Trümmern und fehlten zum Teil ganz. Loucadou betrachtete Kolberg eben nicht als eine Festung, die er verteidigen sollte, sondern als eine Pfunde, die ihm des Königs Gnade wie eine Altersversorgung geschenkt. Auch jetzt rührte er keinen Finger, gab keinen Befehl. Offiziere und Mannschaften lebten weiterhin ihr Schlaraffenleben.

Da begehrte die Bürgerschaft auf. Sie hatte dem Treiben der Besatzung bis heute mißbilligend, wenn auch schweigend zugehört; nun aber, da es ernst wurde, wollten sie Soldaten, keine Müßiggänger. Ihre Entrüstung prallte an taube Ohren. Der Kommandant blieb stumm und untätig. Joachim Nettelbed bot ihm viermal die Hilfe der Einwohner an, deren Heimatliebe



Maschinengewehrabteilung im Schützengraben.

sie zum Mitschaffen am Werk der Verteidigung trieb. Er wurde kalt, höhnisch, schließlich grob abgefertigt.

Loucadous militärischer Dünkel verachtete die Bande, die sich herausfordernd die „Bürgerchaft“ nannte. Er hatte dem Parlamentär die Tür gewiesen, der als Diplomat die Übergabe forderte; das war seine Pflicht gewesen. Müdten aber wirklich Truppen an, dann wollte er für einen unhaltbaren Posten kein Blut vergießen; das war sein Recht. So glaubte der alte, abgestumpfte Mann eine Scheinehre retten zu können.

Nettelbed sah ein, daß das Militär in Pflichtvergessenheit verharren würde. Die Stadt mußte sich selbst helfen. Unter

den Augen des Kommandanten, der ihrem Tun unwillig, doch nicht hindernd folgte, verschanzten die Bürger im Osten den Hoheberg und Bollentwinkel, im Nordosten den gefährlichen Wolfsberg, im Süden die Altstadt. Den Zugang zum Hafen versperrte ein Wäldchen, Maituhle genannt, das man nach Kräften schützte, während der morastige Wiesengrund, der sich von Süden nach Nordosten um die Stadt zog, leicht durch Schleusen mit Wasser gefüllt und auf diese Weise unübereschreitbar gemacht werden konnte.

Die verwahrlosten Außenwerke richteten geworbene



Frau Elisabeth Lorenz.
(Mit Text.) — Phot. Karfany.

Arbeiter neu auf; Kanonen, die bisher nur im Scherz manchmal geläutet hatten, sollten endlich auch ihre kriegerische Bestimmung erfüllen. Das alles ordneten in höchster Eile Kolbergs Bürger, ohne daß die Besatzung geholfen hätte. Nettelbed, der Leiter des Ganzen, opferte zur Bezahlung der Arbeiter mehr als die Hälfte seines Vermögens; er sorgte für Lebensmittel und bat schließlich schriftlich den König um Unterstützung und Vollmachten.

Der König sandte als Vizekommandanten den Hauptmann von Waldenfels, einen tüchtigen Offizier, der die Soldaten aus ihrem Schlaf schreckte und sie durch eigene Tapferkeit anfeuernte und begeisterte. Schill fand sich mit seiner berühmten Truppe ein, verstreute Soldaten kamen in Kolberg zusammen und griffen freudig mit zu, England sandte an Stelle der alten neue verbesserte Waffen und Mannschaften, andere Länder schickten kleine Kreuzer und

sechste. Die Kanonen brüllten lauter. Man stürmte zu gleicher Zeit verschiedene Stellen, und hielt die Belagerten stets in Tätigkeit. Die ersten Granaten schlugen in die Häuser und wedten Angst und Aufregung. Die Bürger sahen sich vor dem bitteren ersten Kampfe um Leben und Gut, die Soldaten kannten die Wichtigkeit ihrer Aufgabe und führten sie tapferer aus, als man nach ihrem bisherigen Verhalten hatte hoffen dürfen.

Ganz plötzlich war in diesen stillen kleinen Ort die Begeisterung gefahren und hatte alle ergriffen.

Die Besatzung drängte ihre Führer, wenn Tage hindurch sich kein bedeutender Vorfall ereignete, einen Ausfall zu wagen und kämpfte draußen wie in wilder Wut gegen die Belagerer. — Gneisenau und Waldenfels, die beiden gleichgesinnten tüchtigen Führer, gaben ihnen das rechte Beispiel. Mag sein, daß die Soldaten sich auch von Bürgern nicht beschämen lassen wollten.

Was hatte die Kolberger veranlaßt, den Kampf aufzunehmen? Ihr Leben, ihre Habe, ihr Verkehr wäre unbeschädigt geblieben,

ebenfalls Soldaten es waren, die das Unternehmen gelingen, das die mutige Bürgerchaft auf eigene Faust begonnen. Nur Loucadous blieb Zuschauer. Ihm waren Waldenfels und Schill sehr unangenehme Untergebene, er haßte, so heiß er konnte, den Ruhestörer Nettelbed. Wieder schrieb dieser deshalb an den König und bat um einen neuen Kommandanten.

Gneisenau kam, und mit ihm neues Leben, neuer Mut. Schill freilich hatte es so lange nicht ausgehalten; seine Soldaten zwar blieben, er selbst aber verließ die Stadt, die ihm verleidet, noch bevor der neue Befehlshaber eingesetzt war.

Die Franzosen hatten merkwürdig lange gezögert, ehe sie den Worten die Tat folgen ließen. Am 13. März 1807 erst war die Umschließung vollendet. Es schien auch, als hofften sie damals auf friedliche Übergabe. Ihr Schießen glich einem Spiel, das keinen Schaden tat. Vielleicht war ihre Zahl auch noch zu gering, ihre Kraft zu schwach für einen ernstlichen Vorstoß gegen die Stadt, die nur durch ihr Zaudern zu einer wirklichen Festung geworden war. Dann aber mehrten sich die Angriffe. Aus leichten Plänkelen wurden blutige Ge-



Freiin Maria von Falkenhäusen.
(Mit Text.)



Nach den furchtbaren Kämpfen bei Limanowa: Gefallene Russen, deren Tausende das Schlachtfeld bedeckten, werden in Massengräbern beigesetzt. Phot. Kilophot. Wien.

hätten sie den Franzosen den Einzug gestattet. Sie aber wagten ihr Dasein, sie nahmen die Gefahren der Verteidigung eines



Dr. Giuseppe Motta,

der neue Schweizerische Bundespräsident für das Jahr 1915. (Mit Text.)

schlecht befestigten Platzes freiwillig auf sich, nur um deutsch bleiben zu dürfen. Das freilich war das prächtigste Vorbild opfermütiger Vaterlandsliebe, das der Befagung gegeben werden konnte. Keine andere deutsche Stadt hatte so gehandelt. Da hätten die Soldaten nicht echte Deutsche sein können, wenn nicht auch ihnen der Mut zum Kampf jäh aufgezündet wäre, als hätte ihn nur ein unnatürlicher Druck so lange niedergehalten. Das Militär ging einig mit der verachteten Bürgerschaft daran, die letzte Kraft dem großen Werk zu weihen.

Trotzdem fiel allmählich ein Posten nach dem anderen. Auch die Angreifer stritten mutig; sie wußten ihre Menschenmassen richtig zu verteilen und namentlich mit ihren weittragenden Geschützen zu wirken. Während vor der Stadt der Kampf um die Außenwerke tobte, mußten drinnen Brände gelöscht, in den Straßen irrende Obdachlose versorgt, verzweifelnde Frauen und heulende Kinder beruhigt und geborgen werden. In der Festung gab es keine Ruhe; bei den Franzosen konnten Ermüdete abge-



Tragbarer Fernsprecher, der die Verbindung zu den vordersten Schützengräben ermöglicht. Phot. R. Sennede.

läßt, Gefallene ersetzt werden. Der Wolsberg ging verloren und bot den Feinden Gelegenheit, mit ihren Kanonen noch schlimmer zu verheeren. Diese Schanze ward gestürmt, von den Verteidigern in heißem Ringen noch einmal zurückgewonnen und gleich darauf doch wieder erobert; mit jener erging es ebenso. Dort brannte ein Dorf, hier rückten die Belagerer fast ungehindert ein Stück näher. Alle Kräfte arbeiteten bis zur Erschlaffung und konnten doch dem ewig feischen Gegner nur vorübergehend schaden. Die eigenen Kanonen donnerten unaufhörlich; bei den Feinden aber rollte der Donner doppelt so laut. Brände wüteten und steigerten die Verwirrung. Dazwischen immer wieder das Jammern der Angehörigen, das Wimmern der Kinder, das tiefer noch ins Herz schnitt als alles eigene Elend. Zwei Monate hielt man nun schon aus. Aber



Ein Freund Deutschlands: Hermann Nibder hat die Absicht, eine deutsch-freundliche englische Tageszeitung herauszugeben.



Deutsche Soldaten beim Einkauf in Lodz. Phot. R. Sennede.

statt der Erfolge, auf die man in froher Zuversicht gehofft, häuften sich Verluste auf Verluste. Nur eine Abteilung stand trotz wütender Angriffe unrückbar, als wurzelte sie im Boden: das war Schülls Heldenschar, die den wichtigsten Punkt, die Maituhle, verteidigte. Wenn sie weichen mußte, wenn vielleicht einmal die Feindesmassen über sie hinwegbrausen würden, ohne daß sie der hundertfachen Übermacht wehren könnte, wenn mit diesem Wälzchen der Hafen in die Macht der Franzosen fiel —

Und das war doch nicht unmöglich. Das war das grauenhafte Gespenst, das alles schreckte. Die Zufuhr abgeschnitten, die letzte Schanze, die abweisend vor der Stadt ragte, genommen, der Einzug frei — ja, dann würde der Gegner siegen, selbst, wenn sich alle Bürger auf ihn würfen und der Boden ein Leichenpflaster trüge. Dann fiel Kolberg. Kam es aber so weit?

Als man den 1. Juli schrieb, standen die Franzosen vor den letzten Bollwerken. In der Stadt sah es furchtbar aus. Kein Haus gab es mehr, das unbeschädigt geblieben wäre. Keine Straße, die plagende Bomben nicht aufgerissen hätten. Keine Familie, die nicht eines oder mehrere ihrer Glieder beweinte. Die Verteidiger waren auf ein Drittel ihrer früheren Besatzung zusammengeschmolzen. Alle hatten die Außenwerke aufgegeben und sich hinter den Wall der Stadt zurückziehen müssen. Nur die Schüllschen standen felsenfest. Man kämpfte nicht mehr mit dem Mut zum Sieg, sondern mit dem Verzweiflung, der halb schon sein Heiliges vor dem Blutgericht des Feindes sah. Aber: man kämpfte! Die weiße Fahne der Ergebung flatterte noch nicht und sollte nie flattern!

Graunaten und Bomben sausten durch die Luft, fielen scharenweise in die Stadt und ließen ihr verderbendes Feuer überall aufzuden. Es war noch ganz früh am Morgen, drei Uhr ungefähr, als die Feinde den Angriff verstärkten. Von den Häusern stürzten die Giebel. Dächer brachen ein und dedten aufschreiende Menschen mit Schuttmengen zu. Flammen züngelten empor, als feiere der Wahnsinn ein Fest und zünde Fackeln an. Zu Knäueln geballt stand die Menge in den Straßen, die auch keine Sicherheit gaben, und starrte in die Luft oder schaute sich in scheuer Angst um, preßte sich aneinander und barg die Gesichter, um nur nichts zu sehen von den Greueln um sie her.

Da — kaum waren zwei Stunden vergangen — eine neue Unglücksnachricht. Die Maituhle war gefallen! Die Schüllschen überrumpelt, zur Seite gestoßen — der Hafen besetzt — wie man seit langem befürchtet! Die Verteidigung war gelähmt. Ziel Kolberg jetzt?

Es wurde Tag, die Sonne stieg, stand und fiel. Noch hielt es sich. Man hatte versucht, das Feuer zu löschen, und es war gelungen. Immer noch aber donnerten in unerminderter Heftigkeit die französischen Kanonen, die immer wieder neu zündeten. Der Abend kam, die Nacht brach herein. O, man fürchtete sich vor dieser Nacht! Bei Tage sah man doch, fühlte sich durch das helle, freie Licht ermutigt; aber die Dunkelheit, die wie der verlorperte Schrecken lastete, die einengte, grauen machte und das Blitzen der Geschosse verstärkte, die emporstiehenden Flammen greller färbte. ... Die Nacht glich der vorigen. Flüchtlinge hasteten umher, Mütter suchten verängstigt ihre Kinder; Verwundete stöhnten, Verletzte schrien, Häuser trachten zusammen, Kanonenkugeln zischten über den Köpfen, Fensterscheiben zerbrachen klirrend — und zu der Furcht und der Verzweiflung die übergroße Müdigkeit, die die Schwachen zum Ausruhen zwang, aus dem sie doch immer wieder aufs neue emporgeschreckt wurden.

Ins Rathhaus, dahin, wo Wage und Archiv sich befanden, kaufte eine Bombe und zündete. Nettelbed, der es sah, eilte von Haus zu Haus und schrie um Hilfe, daß man vereint lösche. Keiner folgte. Sie standen oder lagen alle teilnahmslos, als ginge es sie nichts an, daß noch immer der Geschützdonner brüllte. Brave und wadere Männer starrten ihn an, während er flehte und schalt und tobte, und hörten ihn nicht; schlaftrunken oder wirt vor Qual taumelten sie zurück und ließen es brennen. Nettelbed stürzte in ein Wachhaus, sah im Halbdunkel eine Gestalt auf einer Pritsche ruhen, die er für einen Mann hielt, und rief sie an. Sie erhob sich, trat in den Lichtschein — Gneisenau selbst war's. Traurig betrachtete er das Jammerbild Nettelbeds. „Ach, du armer Freund!“ Er erfuhr — gleich raste die Lärmtrommel, Soldaten erschienen, Löschanstalten wurden getroffen. Der Brand war nicht mehr zu unterdrücken, nur zu beschränken. Ein Teil der aufbewahrten Kostbarkeiten blieb erhalten.

Der Morgen des 2. Juli brach an. Das gleiche Bild. Geister schienen drüben die Geschütze zu bedienen, nicht Menschen. Seit vierundzwanzig Stunden taten sie unaufhörlich furchtbare Arbeit. Kennen die Feinde denn keine Ermüdung? — Freilich — wer so stark ist. Dort gibt es Ablösung — in Kolberg nicht mehr. Bis auf den Tod müde schießt und wehrt man und sieht kaum mehr, wohin. Mut ist noch da; aber er muß sterben, wenn der Körper nicht mehr kann. Wozu auch! Kolberg ist doch — verloren —

Ein Brand, als lobere ein Dorf, entsteht. Der Stadthof brennt, die Flammen greifen in die Umgebung. Niemand hindert sie. Aus drei Häusern schlägt Feuer. An jedem Ende der Stadt und an diesem steigt die Loh höher denn je. Was tut's! Besser, der Feind findet einen Trümmerhaufen als Gebäude. Die Schmach ist kleiner. Diebe, die sich aus dem brennenden Gefängnis gerettet, plündern. Laßt sie, die Nasgeier! Man ist fast zu müde zum Zürnen.

Gneisenau schien allgegenwärtig. Er hielt den Kopf noch oben und trat mutig in den Kugelregen, wenn seine Hilfe irgendwo notwendig wurde. Man hatte vertrauensvoll das Schicksal der Stadt in seine Hände gelegt; jetzt erwies er sich als ehrlicher Freund und Vater. Er wachte über ihn.

Man sah, der Feind bereitete den letzten Sturm vor. Er wollte vom Hafen her angreifen, wie man erwartet hatte. Sofort wurden Gegenanstalten getroffen. Befehle flogen. Gneisenau jagte auffeuernd umher, der letzte blutigste Kampf stand bevor, die Entscheidung, daß Kolberg fiel — plötzlich schwiegen wie auf einen Zauber Schlag die Geschütze. Ihr drohendes Rollen verstummte, die erhobte Stille war da und beruhigte doch nicht, sondern ängstigte — was bedeutete das? Unheimlich, dieser Wechsel. Was bezweckte man damit?

Aus dem Gros der Feinde löste sich eine kleine Truppe, scheinbar eine Abordnung. Sie kam näher. Ein feindlicher Offizier und daneben — preussische Farben, jawohl, preussische Farben —!! Man kannte die Botschaft, ehe sie gebracht war. Rettung! Rettung mußte sie heißen!

So war es. Waffenstillstand hatten Preußen und Frankreich geschlossen. Das war zur rechten Zeit! Jubel brach los. Die Erschöpften spürten keine Müdigkeit mehr. Man löschte und richtete her und gab sich seinem Freudentaumel hin. Das war wirklich zur rechten Zeit gekommen! Kolberg war nicht gefallen!

Die Skizze.

Erzählung von Ilse-Dore-Tanner. (Nachdruck verb.)

Ruth Delmont hatte sich behaglich hineingeschmiegt in den bequemen, hochlehnigen Schreibtischstuhl. Die feinen Füßchen hatte sie übereinandergeschlagen, und die weißen Arme, die zur Hälfte aus der eleganten Spitzenbluse hervorsahen, stützten sich auf das lila Samtpolster des Stuhles, während sie, ein Heft in den Händen haltend, mit weicher, dunkler Stimme der Freundin vorlas.

Frau Doktor Gerts, in einem hochmodernen, eleganten Strahlenkostüm, sah ihr gegenüber in der Ecke des kleinen Damen-sofas und ließ kein Auge von dem schmalen, klugen, lieblichen Mädchenantlitz mit den bligenden, lustigen Augen. Ihr hübsches, nichtsagendes Gesicht zeigte eine unbeschränkte Bewunderung.

Es war eine Skizze, eigentlich mehr eine humoristische Reisebeschreibung, die das junge Mädchen vorlas, eine Fahrt nach Tirol voll lustiger Abenteuer, witziger Einfälle und kleiner böshafter Bemerkungen über allerlei richtig beobachtete Schwächen von Mitreisenden. Amüsant und flott geschrieben und mit jenem gewissen Etwas, das verrät, daß der Verfasser selbst wohl vertraut ist mit den Kreisen der Geburts- und Geldaristokratie, deren Leben und Treiben er schildert.

Ruth ließ das Heft sinken und sah erwartungsvoll auf ihr Gegenüber.

Die junge Frau sprang auf und streckte die Hände wie in Ekstase von sich: „Ich bewundere dich, Ruth! Ich kann nur sagen, ich bewundere dich! Und das hast du ganz und gar allein geschrieben?“

Das junge Mädchen lachte hell auf: „Ach, denkst du viel leicht, ich hätte mir von irgend jemand helfen lassen? Nein, diese Skizze ist ganz allein ein Produkt meines Geistes.“

„Und das 'Allgemeine Tagblatt' hat's wirklich angenommen und wird es drucken?“

Ruth nickte stolz: „Unter dem Pseudonym: Ruth vom Berge, und dreißig Mark bekomme ich dafür.“

„Ach famos! Aber — denke doch nur, die alte Geheimrätin Müller hält doch das 'Allgemeine Tagblatt'! Wenn die's liest, muß sie sich ja wiedererkennen. Dann weiß sie doch sofort, daß es nur jemand aus unserem Kreise geschrieben haben kann, und der Vorname“ —

Ruth warf das feine Köpfchen zurück: „Bah — die wird sich schon hüten, zu zeigen, daß sie sich wiedererkennt! Das wäre ja das Dummste, was sie tun könnte. Aber schwarz ärgern wird sie sich, und das ist mir ebensoviel wert, als bekäme ich noch zehnmal soviel Honorar!“

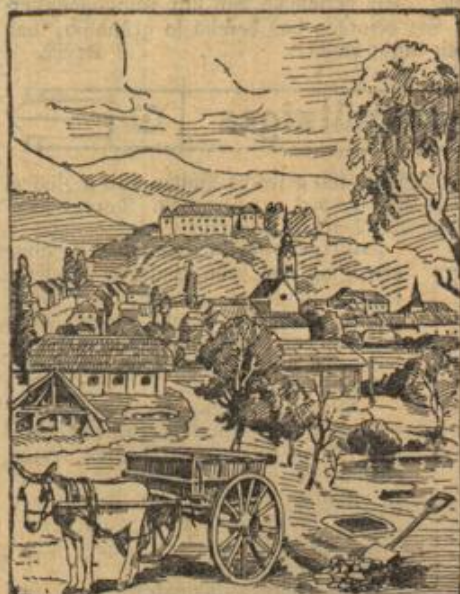
„Und Weisers? Und der Assessor Fuchs?“

„Die natürlich auch, die habe ich ja ganz deutlich absonterseit! Ach, es ist zu schön, daß ich diese schriftstellerische Ader in mir entdeckt habe, damit werde ich mir manchen Genuß verschaffen.“

Und für die dreißig Meter laufe ich mir den süßen Strandhut, den Mama für eine Verschwendung hält."

Die junge Frau seufzte etwas neidvoll auf. "Gott, wer doch auch so 'n Talent hätte, und denke doch nur, wie interessant du allen erscheinen wirst, wenn es durchsichert, daß du schreibst."

Vergerbild.



Wo ist der Fuhrmann?

Ruth war jetzt aufgestanden und redete die schlanke, ebenmäßige Gestalt, um die sich ein seidenes, graues Chiffonkleid schmiegte.

"Interessant und gefährlich", sagte sie mit einem eigenen Leuchten in den schimmernden Augen.

Im Hinterhaus, Seitentügel, vier Treppen, in der Wohnung des Schriftstellers Bruno Bremer, herrschte tiefe Stille. In der engen, peinlich sauberen, kleinen Küche saß Frau Anita Bremer, ihren kleinen Sohn auf dem Schoße, und bemühte sich, ihn ganz stille zu halten, indem sie ihm auf einer Schiefertafel allerlei drollige Bilder

aufzeichnete. Denn nebenan in der Stube saß ihr Mann eifrig über seinen Schreibtisch gebeugt und ließ die Feder übers Papier fliegen. — Der eichene Schreibtisch war das einzige Möbelstück, das an bessere Zeiten erinnerte. Mit zäher Energie war er von dem jungen Ehepaar gegen die Krallen der bitteren Not verteidigt worden, die schon mehr als einmal nach ihm gelangt hatten. Nun stand er da inmitten der ärmlichen Umgebung, in der er sich ausnahm wie ein Fürst unter Bettlern.

Aber gerade Frau Anita hatte lieber alles von ihren Schmuckstücken geopfert, jeden anderen einigermaßen entbehrlichen Gegenstand, als den Schreibtisch ihres Mannes, an dem er in glücklicheren Tagen so viel geschaffen, sich selbst und andern zur Freude, und durch seine fleißige Arbeit ihnen ein glückliches Heim aufgebaut.

Wie weit lag diese sorglose Zeit zurück! Schlag auf Schlag war in den letzten Jahren das Unglück über das junge Paar hereingebrochen: Verlust ihrer Ersparnisse durch einen ungetreuen Freund, schwerer Krankheit der Frau und des Kindes, die die Schaffenskraft des Vaters gelähmt hatte, und schließlich monatelanges Siechtum des Ernährers selbst.

Nun endlich war er genesen, und heute hatte er sich zum erstenmal wieder an seinen Schreibtisch gesetzt, und es erschien ihm, als arbeitete er mit einer Freude und einem Eifer, wie er sie lange, lange nicht gehabt.

Es war ja auch Zeit, die allerhöchste Zeit, daß wieder Geld ins Haus kam. Sie wußte nicht ein noch aus mehr, trotzdem sie sich selbst nur das Nötigste gönnte, um Mann und Kind nicht hungern zu lassen.

Da trat er über die Schwelle, ein frohes Leuchten in den blauen, noch von der Krankheit her mit dunklen Ringen umgebenen Augen, ein schwaches Rot der Freude auf den eingefallenen Wangen:

"Anita, Liebling, ich bin fertig! Denke dir, fix und fertig — eine Abschrift ist nicht mehr nötig! Und wie aus einem Guß ist die Arbeit geworden, ich habe das Gefühl, als sei's mir heute gelungen, etwas Gutes zu schaffen, wie seit langem nicht. Und weißt du, was ich geschrieben habe?" Er setzte sich neben seine Frau auf die Küchenbank und schlang zärtlich den Arm um ihre schwächlich gewordene Gestalt. "Eine Sommerstizze ist's, eine Beschreibung unserer Hochzeitsreise nach Tirol. Eigentlich ist's sonderbar, daß ich diese einzige Reise meines Lebens noch niemals in meinen Arbeiten verwertet habe. Paß auf, nun wird diese Reise, die unseres Glückes Anfang war, uns wieder Glück bringen."

Sie strich zärtlich mit der kleinen, verarbeiteten Hand über das dicke, blonde Haar des Mannes.

"Wir könnten's gebrauchen, mein armer, lieber Schatz! Ich möchte dich so gern ein wenig pflegen, es ist bitter, daß ich so wenig für dich tun kann."

Er hob das blasser, schmale Gesichtchen seiner Frau zu sich empor und küßte sie auf die Augen: "Du wenig für mich getan? Glaubst du, ich merkte nicht, daß du für mich gehungert hast — für mich und den Jungen?" sagte er mit erstickter Stimme. "Aber

mun soll's anders werden! Paß auf, noch heute mittag leg' ich dir ein paar Goldstücke in deine liebe, kleine Hand."

"Heute noch?" fragte sie, zaghaft ungläubig.

Er lachte hoffnungsfroh. "Die Arbeit ist wie geschaffen fürs 'Allgemeine Tagblatt' — du weißt, ich verstehe mich darauf — Chefredakteur Mahler kennt und schätzt mich. Wenn ich sie ihm jetzt gleich selbst bringe, tut er mir den Gefallen und übersieht sie. Kann er sie gebrauchen, woran ich nicht zweifle, so bekomme ich auch gleich das Honorar, zumal wenn er erfährt, daß ich jetzt so lange krank gewesen bin und nichts habe verdienen können."

Die junge Frau setzte den kleinen, blassen Jungen auf die Erde und half sorglich dem Gatten in den fadencheinigen Paletot. Er küßte sie und das Kind zärtlich.

"Kannst du mir Fahrgeld geben?" fragte er zögernd, schon an der Tür.

Frau Anita wurde rot. Ohne ein Wort zu sagen, zog sie ihr mageres, kleines Portemonnaie aus der Tasche und reichte dem Mann zwei Zehnpfennigstücke. Sie wagte nicht, ihn dabei anzusehen, und als die Tür sich hinter ihm schloß, seufzte sie tief auf.

Unruhig räumte sie in der Stube umher und vertröstete das Bubenchen, bei dem sich der Hunger wieder meldete, auf die Rückkehr des Vaters.

Und endlich hörte sie, wie der Schlüssel ins Schloß der Eingangstür gesteckt wurde.

Ihr Mann trat ein, sein Gesicht war fahl, und ohne ein Wort zu sagen, ging er in die Stube, taumelte auf den Stuhl vor seinem Schreibtisch, und plötzlich legte er den Kopf auf die Platte und weinte bitterlich.

Die junge Frau stand einen Augenblick wie gelähmt, sie hatte ihren Mann nie weinen sehen, dann war sie bei ihm. Auf die Knie warf sie sich neben ihn, umschlang ihn mit beiden Armen und preßte ihre Wangen an die seine, leise tröstende Worte der Liebe in sein Ohr flüsternd.

Endlich richtete er sich auf und wuschte mit dem Tuch über das Gesicht: "Mahler war nicht da, er ist auf Urlaub, und sein Vertreter sagte mir, sie hätten soeben eine Reisestizze über Tirol angenommen. Arme Anita, nun kann ich mein Versprechen nicht erfüllen", sagte er mit brechender Stimme.

Sie schmiegte sich fest an ihn: "Ein anderer wird deine Arbeit nehmen und drucken, und denke, vielleicht ist's ein noch Armerer, der die Arbeit vor dir eingereicht, einer, der das Geld noch nötiger braucht als wir —"

"Gib's den?" fragte er bitter. Aber als er in das liebe Gesicht seiner Frau sah, in ihre flehenden, angstvollen Augen, da zwang er sich zum Schimmer eines Lächelns: "Nein, ich will nicht verzagen, ich habe ja noch dich, dich und den Jungen", sagte er innig und zog sie fest an sein Herz.

Halbbildung.

Es wird heute als eine Forderung der allgemeinen Bildung betrachtet, überall mitzureden. Wird je irgendeine Frage in der Öffentlichkeit oder der Gesellschaft aufgeworfen, so glaubt jeder einzelne sich berufen und befähigt, darüber ein Urteil abzugeben, obgleich in den meisten Fällen dieses Urteil nicht durch eigenes Nachdenken erworben ist. Es ist entweder nur ein Nachplappern von gelegentlich Aufgeschnapptem oder ein Urteil, das man irgendwo gelesen und ohne Nachdenken zu seiner eigenen Überzeugung gemacht hat. So kann man gerade in unserer Zeit häufig Meinungen hören, denen man sofort ihren Ursprung aus dieser oder jener Tageszeitung nachweisen kann.

Es ist gewiß durchaus freudig zu begrüßen, daß sich jeder einzelne auf den verschiedensten Gebieten zu orientieren sucht, aber nicht jeder kann sich so in jede einzelne Frage vertiefen, wie es nötig wäre, um sich ein eigenes Urteil zu bilden. Um aber doch mitreden zu können, wenn die Rede darauf kommt, plappert man einfach Gehörtes oder Gelesenes, also fremde Weisheit, nach.

Ein Zeichen tieferer Bildung und ernstern Nachdenkens wäre es, frei zu bekennen: Darüber habe ich noch nicht nachgedacht; oder: darüber kann ich mir kein Urteil anmaßen; oder: darüber bin ich nicht genug orientiert.

Dieses freimütige Bekenntnis würde viel oberflächliche Meinungen, verkehrte Ansichten, gedankenlose Urteile aus der Welt schaffen. Wenn jeder nur über das sich ein Urteil erlaube, worüber er eingehend und ernstlich nachgedacht und sich nach allen Richtungen hin orientiert hat, so würde das, was man "öffentliche Meinung" nennt, einen gewaltigen Umschwung erfahren. Auf allen Gebieten würde sich ein Wandel zum Guten vollziehen, wenn nicht mehr Gedankenlosigkeit und Gedankenlosigkeit sich dem Strome der Entwicklung in die Arme werfen würden. Jene Alleswifferei, die in Wirklichkeit doch Nichtswifferei ist, wird dann nicht mehr Ausweis von Bildung, sondern als das betrachtet

werden, was sie wirklich ist, nämlich Oberflächlichkeit und Torheit. Der wahrhaft Gebildete wird sich jeder unechten und geborgten Urteile, Ansichten und Meinungen enthalten und nicht von den Zinsen eines fremden Kapitals leben. Nur was er selbst sich mit eigener Arbeit, eigenem Fleiß, eigenem Nachdenken und eigenem Forschen erworben hat, wird er als sein Eigentum betrachten und verausgaben.

Gertrud Westphal.

Unsere Bilder

Auf dem Kriegsschauplatz in Russisch-Polen: Eine österreichisch-ungarische schwere Mörserbatterie auf dem Vormarsch gegen Warschau. Diese 30,5-cm-Mörserbatterien, die durch eigene Motorzüge befördert werden, haben bereits bei der Beschließung der belgischen und französischen Festungen Beweise ihrer großen Vielseitigkeit erbracht. Sie sind von den Stoda-Werken in Pilsen gebaut und verfeuern Geschosse im Gewicht von 385 kg. Die Konstruktion der Riesengeschütze ist so sinnreich, daß sie innerhalb 40–50 Minuten nach ihrer Ankunft bereits schußbereit sind.

Frau Elisabeth Lorenz, die ihren Gatten, den berühmten österreichischen Chirurgen Dr. Lorenz, ins Feld begleitete, erhielt für ihre heldenmütige Aufopferung das Goldene Verdienstkreuz mit der Krone.

Freiin Marga von Falkenhäusen, die erste auf dem Felde der Ehre gefallene Schwester. Ihr Tod wurde durch eine auf das Etappenlazarett Sissonne geschleuderte feindliche Fliegerbombe herbeigeführt.

Hermann Ridder, einer der bedeutendsten deutsch-amerikanischen Zeitungsmänner und Besitzer der „New Yorker Staatszeitung“, soll in diesem Blatt die Hoffnung ausgesprochen haben, bald eine deutschfreundliche englische Tageszeitung herausgeben zu können, um der Deutchenhege wirkungsvoll entgegenzutreten. Hermann Ridder weilte 1906 in Deutschland und wurde damals vom Deutschen Kaiser empfangen.

Dr. Giuseppe Rotta, der neugewählte Präsident des schweizerischen Bundesrats für das Jahr 1915. Dr. Rotta ist am 29. Dezember 1871 in Airolo geboren und kam 1887 an das Lyzeum von Freiburg im Aargau; 1889 und 1890 besuchte er die dortige Universität, 1890 bis 1891 studierte er in München, 1892 und 1893 in Heidelberg, wo er am 22. April 1893 den Doktorhut mit der Auszeichnung summa cum laude erwarb. Im Jahre 1895 ließ er sich in Airolo als Rechtsanwalt nieder, 1897 wurde er Notar. Seine politische Laufbahn begann er 1895 mit dem Eintritt in den tessinischen Großen Rat; vier Jahre später, im Oktober 1899, wurde er Nationalrat. Dr. Rotta ist ein ausgezeichnete Jurist, der die drei Landessprachen so geläufig beherrscht, daß er in jeder derselben plädierte.

Allerlei

Erläutlich. „Warum wurde der Vegetarianer Grodoff denn gestern plötzlich so wütend?“ — „Ja, man hatte ihm seinen Spinat irrtilmlicher Weise in eine Nummer der „Fleischer-Zeitung“ eingewidelt.“

Humor des Auslandes. Er: „Ich fand den Professor recht langweilig mit seiner ewigen Statistik.“ — Sie: „Ich nicht; er sagte mir, daß es vierhundert Billionen Menschen auf der Welt gäbe, und daß ich von dieser ganzen Gesellschaft das hübscheste Mädchen sei.“

Ein eigenartiges Drachenspiel findet man auf Java. Man läßt zwei große papierene Drachen in die Luft steigen. Die Stride, woran sie befestigt sind, werden vorher mit Leim bestrichen und durch sein gestampfte Glascherben gezogen. Die Fertigkeit in diesem Spiele besteht nun darin, daß jeder seinen Drachen so zu leiten sucht, daß das Tau des einen über das des anderen hinfährt und es, wenn möglich, durchschneidet. Während dieses Kampfes, der oft stundenlang dauert, werden von den Zuschauern oft große Wetten abgeschlossen.

Künstlerleid. In Italien und Frankreich waren zu Anfang des vorigen Jahrhunderts zwei Komponisten, Rossini und Zingarelli, sehr beliebt. Als jedoch Rossinis Opern immer größeren Anklang fanden, stand man den Kompositionen der erstgenannten Künstler bald interesselos gegenüber. Zingarelli als Direktor des Konservatoriums für Musik in Neapel, unterlagte aus Neid seinen Schülern bei schwerer Strafe das Studium Rossinischer Partituren. Wer bei diesem Studium betroffen wurde, durfte das Konservatorium nicht mehr besuchen. Nur durch einen königlichen Befehl konnte Zingarelli schließlich dazu gebracht werden, dieses Verbot aufzuheben.

Da traf eines Tages Zingarelli mit Rossini zusammen. Rossini kannte die Abneigung Zingarellis gegen seine Opernwerke. Zingarelli wurde von einem seiner Schüler begleitet und versuchte, Rossini dadurch zu demütigen, daß er dem Meister seinen Schüler mit den Worten vorstellte: „Sehen Sie, lieber Rossini, dieser junge Mann ist auch so ein Nachahmer Ihrer Musik. Wollen Sie ihm nicht einmal ins Gewissen reden, daß er das unterläßt?“ Rossini sah seinen eifersüchtigen Kollegen lächelnd an und sagte zu ihm mit vergnügter Miene: „Sie verlangen von mir Unnütziges, verehrter Direktor. Ich meine, Sie besorgen das bereits so gründlich, daß für mich nichts mehr zu sagen übrig bleibt.“ A. M.

Gemeinnütziges

Zimtwaffeln. 500 g feines Mehl, 180 g frische Butter, 210 g Zucker, 25 g gestoßener Zimt und 4–5 Eier werden gut vermischt. Daraus werden im Waffeleisen schöne goldgelbe Waffeln gebacken.

Aukrautwurzeln, wie Queden, Winden usw., sind beim Umsetzen der Erdhäuser sorgfältig auszusuchen. Diese Arbeit macht sich bezahlt, wenn man bedenkt, daß jedes kleine Triebstück weiter wächst und die Erde ihrer Nährstoffe vollends beraubt wird.

Blutaufrischung durch Einstellung anderer Bienenrassen empfiehlt sich dort, wo die angestammten Bienen keinen auffallenden Fleiß in der Tracht oder zu geringe Neigung zum Schwärmen zeigen. Auch bei Fortdauer unbegründeter Stochlust ist der Ertrag dieser Rasse stets anzuraten.

An Sonnenblumenterne muß der Züchter seine Hühner erst gewöhnen; sie fressen sie nicht ohne weiteres. Man quetscht oder mahlt sie und tut sie unter das Weichfutter. Sonnenblumenterne erhöhen den Wohlgeschmack der Eier und geben dem Gefieder Glanz.

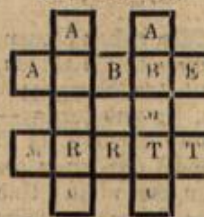
Man überschätze nie seine Kräfte in sportlichen Übungen und gehe unter keinen Umständen nach längerer Pause ohne angemessene Vorbereitung an Höchstleistungen. Unfälle verschiedenster Art sind in vielen Fällen die Folge eines solchen unverhältnißmäßigen Verhaltens.

Gelochte Bohnen sind ein sehr nahrhaftes Hühnerfutter. Sie dürfen nicht zu reichlich gegeben werden.

Bei der breitwürfigen Aussaat von Karotten, Aresse, Feldsalat usw. fällt der Same an einzelnen Stellen oft zu dicht und dann ist, wenn die Saat aufgeht, zu verdünnen. Um dies nach Möglichkeit zu vermeiden, mische man den Samen mit Asche oder trockenem Sand. Er fällt dann viel gleichmäßiger.

Junge Silberaninchen kann man nicht mit Sicherheit auf ihren späteren Wert als fellliefernde Tiere abschätzen und dementsprechend die Aufzucht zu regeln. Die Tiere färben sich nämlich nur sehr langsam aus, und gerade die, die anfangs nicht gut voran wollen, gedeihen oft besser, wie die schon nach kurzer Zeit durchsilberten.

Reisten-Rätsel.



Die Buchstaben in obiger Figur sind so zu umstellen, daß die entsprechenden waagrecht und senkrecht Reihen gleichlautend sind und Worte folgender Bedeutung ergeben:
1) Einen Hausvogel.
2) Einen Patriarchen.
Julius Gald.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Bilderrätsel.



Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Streich-Rätsels: Das Mädl ist ein Gast von wenig Maß.
Des Rätsels: Tula, Tula.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.